

Ein großer Mann.

Von M. Dap.

Herr Philipp Ambal war der Chef eines angehenden Berliner Bankhauses. Trodhem er bereits fünfundsiebzig Jahre zählte, war er noch immer Junggeselle. Zwar hätte sich manche gefeierte Dame der Residenz gern bereit gezeigt, an seiner Seite das prächtig eingerichtete Haus in der Behrensstraße zu beziehen, das er mit Mutter und Schwestern bewohnte; aber es widerstrebe ihm, eine Frau zu heirathen, die ihn nicht von Sorgen liebe und das sich niemals eine solche finden könne, vernachte er nicht anzunehmen. Wurzeln doch alle Vorzüge und Fehler des weltlichen Geschlechtes in seinem Sinn für das angenehme ins Auge fallende. Herr Philipp Ambals äußere Erscheinung aber war so unansehnlich, als es eine Menschengehalt nur sein kann. Zu einem unheimbaren, sommersprossigen Gesicht stellte sich ein lächerlich — kleiner, knabenhaft — schmachtiger Körper. Dazu kam noch, daß er selber ein ausgeprägtes Schönheitsideal im Kopfe trug und jeden weiblichen Kitz, der ihm begegnete, streng nach außen fahren zerlegte. Nur ein hoher Wuchs vermochte seine kritischen Augen zu entzünden; an den selten, gelichen Fräulein, die seine Mutter zur Brautjungfer in die Ehe führte, ging er kühl vorüber und nannte sie „Grasbüchchen“. Eine große Frau aber und ein kleiner Mann, wie lächerlich! dachte er.

In seinen jüngeren Lebensjahren bereitete ihm der Widerspruch zwischen der eigenen Gestalt und der Schönheitsidee, die sein Inneres erfüllte, schweren Kummer. Gern hätte er seinen beträchtlichen Reichthum hingegen, wenn er dadurch ein besseres Aussehen hätte gewinnen können. Allmählich aber verriefe diese Kummer seinen Charakter und führte ihn zu einer edlen Resignation.

„Du die Sterne, die begehrt man nicht; Man freut sich ihrer Pracht.“

Wenn die Schönheit nur in der Welt ist, sagte er. Man kann sie aussuchen, sie pflegen und bereichern; das ist auch ein Glück. Jetzt erst begann er des Lebenslustes, der das Schicksal ihm bestritten hatte, froh zu werden. Er legte Sammlungen an, nicht mit Rücksicht auf die Selbstkastei oder den historischen Ursprung der Dinge, sondern nur im Hinblick auf die ihnen inne wohnende Schönheit. Da waren Vögel, die an Inhalt und Ausstattung das möglichst Vollkommene hatten, Hantzschlangen, Goldschmitze, Kupferfische und Delgadende; sein ganz besonderes Stücken aber bildete ein prächtiges Palmenhaus, wo zwischen mächtigen grünen Nebeln knäuelnde Frauen — und zarte Fingerringen — die schlanken, weichen Marmorleiber in die Höhe trugen.

Hier verbrachte er lange Stunden im glücklichen Gemüth des reinen Schauens, Stunden, in denen die heilige Nacht der Schönheit wie ein Feuer über seine Seele dahin fuhr, daß sie erlosche und alles Unreine in ihr löse und hinwegjagte, gleich der Schlade in den großen Höfen der Silberstätten. So verlor das Gemüth, das in der Menschheit meist dicht neben dem Gedächtnis zu wohnen pflegt, nach und nach seine Gewalt über ihn.

Die Menschen, unter denen er lebte, wußten sich in sein Treiben nicht zu fassen. Sie waren wohl einander, kunstvoller Angewandte; aber dieser ausschließliche Ginst des Schönen ging über ihren Horizont. Die Güte guten im Palmenhaus herum — „Denns von Wello — Ariadne — Herzig entzückt — wundervoll!“ riefen sie laut. Und der Herr von Olympia so ganz in der Welt! „Doch so sehr unbedeutend!“ dachten sie bei sich; die Damen ergrübelten unter dem Puder und die Herren leiteten die Kreier auf die Malen. „Der gute Philipp, er lebt doch!“

Mutter und Schwestern tabelten ihn offen. Eine Frau, auch ein paar, das ließe man sich gefallen, das gehört in ein gutes Haus. Aber diese Nachtigkeit an masse — es war wirklich kaum noch anständig zu nennen! Und das Hinderniß, das diese Spielereien kosten! Wäre Philipp vernünftig, so nähme er statt dessen eine schöne, junge Frau, kaufte eine neue Equipage, hielte Reanpferde und richtete das Haus auf allerhöchstem Fuße ein.

Sob und Tadel verdroffen ihm in gleichem Maße und wirkten, daß er sich immer mehr aus der Welt schloß zurückzog und in dem Fuß eines Sonderlings gerieth. Nur das Theater behagte er noch zuweilen. Dann sah er mit seinem stillen Gesicht im Hintergrunde einer Seitenloge, sah unmerklich auf die Bühne und verlor sich, unbekümmert um das Geschwätz und Gelächter um ihn herum, in die sich vor seinen Augen entfaltende Kraft und Anmuth des menschlichen Körpers. Störte ihn irgend etwas in der Vorstellung selber, so stand er schnell auf und ging nach Hause.

Zur Zeit als unsere kleine Erzählung beginnt, hatten sich einige Umwandlungen in der Ambal'schen Familie vollzogen. Die beiden ältesten Schwestern, Cecilie und Aemilie, zwei hübsche, lebhaft Mädchen hatten sich schnell nach einander mit Offizieren verlobt, und ein reges, militärisches Leben ergriff sich in Gestalt flotter Kameraden aller Rangstufen in das Haus in der Behrensstraße. Auch das Familienleben im engeren Sinne erfuhr eine Erweiterung, indem Philipps Mutter eine arme, junge Verwandte, die auf Kosten der Familie in einem Conser Pension

tionat erzogen worden war, als Erzieherin ihrer jüngsten Tochter ins Haus nahm.

Frau Ambals Fremdbinnen billigten diesen Schritt nicht. Es ist niemals gut, einer Verwandten eine Stelle im Haushalt zu geben, liebe Clementine, meinten sie. „Dabei kommt nichts heraus als ein sentimental Romanstoff.“

„Ich gesteh, daß ich mich nicht ganz leicht dazu entschloß“, erwiderte Frau Ambal, „aber mir blieb keine Wahl. Sollte ich das Mädchen nach dem Wunsche der Vorleserin nach England gehen lassen? Unseren Familiennamen mit einem achtzehnjährigen Dinge in die Welt hinausführen? Die anderen Verwandten lehnten jede Einmischung ab. Die kleine soll zum Unglück recht hübsch geworden sein, da fürchtet die eine für ihren Mann, die andere für Brüder und Söhne. Ich kann's daraufhin schon wagen.“

Doch beschloß sie die junge Irma gleich von vorn herein auf den richtigen Standpunkt zu stellen. „Du wirst von heute ab den Schutz dieses Hauses genießen“, so empfing sie sie, „wir hoffen, daß Du Dich desselben würdig erweisen wirst. Halte vor Allem daran fest, daß Deine Stellung die einer Erzieherin ist. Du bist leider ein unvermögendes Mädchen.“ — Sie stochte, als sie zu dem schönen Gesicht des Mädchens emporsah, das in freier Haltung, einer jungen Pallas Aeneas gleich, vor ihr stand.

„Ich weiß, liebe Tante“, entgegnete die blonde Irma. Die Vorleserin hat es mir täglich wiederholt; ich müßte eine Idiotin sein, wenn ich es noch nicht begriffen hätte. Es ist mir noch niemals traurig erschienen; meine Freundinnen liebten mich darum nicht weniger. Die Gesellschaft Deines Hauses, an das ich keinen Antheil haben werde, wie die Vorleserin sagt, werde ich nicht vermissen. Ich bin nicht daran gewöhnt und verleihe es ganz gut mit mir selber zu leben.“ Und mit heiterer Miene blickte sie um sich.

Als Herr Philipp Ambal an diesem Abend in seinem Palmenhaus saß, erschien ihm zwischen seinen behren Götinnen der blonde Kopf der jungen Irma und fragte an, ob sie sich dieser Nachbarschaft so schämen hätten.

Die Winteration begann mit erhöhten, gesellschaftlichen Anforderungen an die Familie Ambal. Das war ein toller Wirbel von Equipagen, reißenden Schuppen und Sporen, Spitzen und Gümpen, Tortenkrugeln und Pappcartons, Köden und Mobilien, Freizeiten und betretenen Bedienten. Ein buntes, lärmendes Treiben, das das ganze Haus in seinen Wirrwarr hintrieb, Irma und Philipp ausgenommen. Allmählich erfüllte der junge Hausherr die Pflichten des Wirtes und dachte dabei an das blonde Mädchen in dem einsamen Hinterzimmer. „Erfüllen leicht jetzt bittere Gedanken diesen Kopf, der wie geschaffen erscheint, um auf den Schultern einer Ballkönigin zu thronen?“ fragte er sich.

„Wie bringt sie ihre Abende zu? Welch ein Geist wohnt in diesem prächtigen Körper?“ fragte er, wenn er allein in seinem Studierzimmer saß und in den Schein ihrer Dampfe sah, der in den kleinen versteinerten Garten unter seinen Fenstern fiel.

Die Anwesenheit der schönen Hausgenossin beunruhigte ihn auf seltsame Weise. Er lag sie vor sich, wie sie bei Tisch unter dem Weine, — denn das war die gewöhnliche Haltung, in lächelndem Sinne über die Tischrunde hinwegblickend. — Pallas Athene im Wachsfigurenkabinett. Mit Kennersicht prüfte er die Einzelheiten ihres Kopfes und fand Alles untadelig. Den stolzen Schmuck der Nase, die leicht geschwungene Oberlippe, den wulstigen Haarhaken am Hinterkopf — alles, was nach der Antike geschmitten. Es war, als hätte die Natur sich bemüht, in ihr ein Meisterstück zu schaffen.

Was aber nützte diesem Mädchen die Himmelsgabe der Schönheit?“ dachte er oft. „Wäre sie auf einem Thron geboren, so würde man sie das vollkommenste Weib ihrer Zeit nennen. Wäre sie der Gefe des Volkes entprossen, die Bildhauer sich bestien, die Gefeberpracht in edlem Marmor zu verewigen. Nun verliert dies alles ungelesen im „Schutze unseres Hauses!“

Eines Abends wurde die Sehnsucht, Irma zu sehen, so mächtig in ihm, daß er beschloß, seiner kleinen Schwester einen Besuch abzustatten, wie er es auch sonst manchmal gethan hatte. Die vierzehnjährige Gullava sprach ihn erlaut entgegen und Irma begrüßte ihn in ihrer unbefangenen Weise. „Das ist freundlich von Dir, Better Philipp. Und es ist ein sonderbares Zusammentreffen. Man sollte meinen, unsere Wünsche hätten die Macht, die Person, auf die sie sich richteten, herbeizurufen. Denn wie verlangte eben sehnlichst danach, mit Dir zu sprechen.“

„Da bin ich begierig“, entgegnete er und setzte sich neben sie.

„Sieh“, begann sie und zeigte auf ein Häuflein Bücher, das auf dem Tische vor ihr lag, „ich quäle mich damit ab, die Gesetze des Schönen zu ergründen. Bei Kunstsergegnissen, meinte ich, wäre es leicht, dahinter zu kommen. Was unwahr ist, was von der Natur abweicht, müßte uns häßlich erscheinen, glaube ich. Nun aber die Natur selber mit der Mannigfaltigkeit ihrer Formen! Mit der verschiedenartigen Wirkung derselben auf unser Gemüth! Warum erfreut uns eine Bildung, während eine andere uns abschüßt? Spielt hier Verkommen, Gewohnheit oder ver-

birgt unsere Seele ein unbekanntes Geheiß, das uns ohne unser Wissen beeinflusst? Die Kunstgeschichten sagen mir nichts darüber.“

Philipp Ambal sah erstaunt auf das Mädchen. Das hatte er nicht erwartet. Eine achtzehnjährige Schönheit, die dem Weien ihres Zaubers nachspürt! Wachte sie um den selben?

Sie erröthete unter seinem forschenden Blick; aber sie wich ihm nicht aus. „Es ist wie Du denkst“, erwiderte sie chrisch. „Die Vorleserin hat mich darauf aufmerksam gemacht. Auch der ärmste Mensch besitzt noch sehr viel, sagte sie, so lange er das eigene Selbst zu bewahren versteht. Du siehst in Gefahr, es in Neugierlichkeiten zu verlieren. Denke daran, daß Deine äußere Gestalt nur ein Kleid Deines inneren Menschen ist. Geh an keinem Spiegel vorüber, ohne den Geanken, daß die Larve, die er zurückwirft, unbarmherzig von den Jahren zerstört werden wird.“

„Welch merkwürdiges Mädchen!“ dachte er.

„Als eine Berähterin der Erscheinung kam ich in Euer Haus“, fuhr sie fort. „Hier aber weht eine eigene Luft. Die Gestalten Deines Palmenhauses haben etwas zwingendes; ich fürchte mich vor den Gefühlen, die sie in mir wachrufen. Um dieser Macht zu entrinnen, juche ich zu erkennen, worauf sie sich gründet; was man in Geheiß zu bringen versteht, kam einem nichts mehr anhaben.“

Seit diesem Tage sah er manchen Abend neben ihr und sprach zu ihr über das Wesen jenes Reizes, der zur selben Zeit seine Seele mit lieblichem Zauben umflichtete. Sie aber lautete voll Andacht seiner Rede und neigte demütig das blonde Haupt, einer Prinzessin gleich, welche die Weiße der Schönheit mit dem Gefühl hoher Verantwortlichkeit gegen das Leben erfüllt.

Die Göttlichen im Palmenhaus verloren ihre Macht gegenüber der lebendigen Menschennähe. Was war der weißeste Marmor gegen das Blut, das rosig durch Armas Schläfe schimmerte, was die Harmonie der ruhenden Götter gegen die Anmuth der beweglichen? Und was hätten sie gegen ihre Stimme einzuweisen, gegen die tiefe, weiche Stimme, die er noch Nachts im Traume hörte. „Gute Nacht, lieber Philipp!“

Allmählich wurden sie ganz vertraut mit einander. „Warum heirathest Du nicht, Better Philipp?“ fragte sie eines Abends, als sie allein neben einander saßen. „Du hast viele Anlagen zum guten Ehemann.“

„Mein Spiegel sagt mir das Gegentheil“, gab er zurück. „Aber auch ohne das — ich habe nicht viel von der Ehe. Jede Hochzeitfeier erscheint mir als das Begräbniß eines Ideals. Wie denkst Du darüber?“

(Fortsetzung folgt.)

Nothlügen.

Die Lüge wird mit Recht den verabscheuungswürdigsten Lasten beigezählt; wie schände es mit Treu und Glauben, wenn man nicht der Lüge das Brandmal der Unrechtschaffenheit aufgedrückt hätte? Wahrheitsliebe gehört zu den ersten Tugenden eines charaktervollen Menschen, der um keinen Preis etwas Unwahres sagen oder behaupten wird. Alle Welt verurtheilt also die Lüge, welche sich los durch die Welt geht, und doch ist man geneigt, einem ihrer Kinder gegenüber ein oder sogar zwei Augen zuzuwinkeln, wenn es gilt, mit der kleinen Nothlüge einer Nothlage zu entgehen. Aber auch die Nothlüge ist zu verdammen, eifert der strengen Moralität, und er hat Recht, denn in Sachen der Moral giebt es keine Ausnahmestände. Und doch existiren verhältnißmäßig wenige Menschen, welche sich nicht hie und da oder auch nur einmal einer Nothlüge schuldig gemacht haben!

Ist das keine Nothlüge, wenn man aus irgend welchem Grunde dem Dienstmädchen oder dem Bedienten den Auftrag giebt: „Wenn Jemand kommt, bin ich nicht zu Hause!“ oder man lehnt eine unbecome Einladung ab unter dem Vorwande, man habe Kopfschmerz oder sonst ein Weh, das ein Erscheinen unmöglich mache? Wo immer sich ein Abhängigkeits-, Dienst- oder nur ein Rücksichtsverhältniß geltend macht, da schießen Nothlügen wie Pilze hervor. Wie viele Nothlügen wurden schon Seronissimo gesagt, bloß um nicht unangenehm zu werden? Wie oft war schon die Nothlüge der Anker, welcher ganze Regimenter vor dem Losbrechen eines höheren Sturmes bewahrte? Soll man es dann dem einzelnen Individuum gar so sehr verargen, wenn es im Drange des Augenblicks eine unschuldige „Ausrede“ gebraucht? Unterjungen wir einmal einige Fälle und sagen wir dann, wer den ersten Stein auf die Nothlüge zu werfen berechtigt ist!

Vor dem Hause des Generals A. steht ein Einjähriger Posten. Neben der Bewachung des Hauses gehört zu seinen Pflichten, stets zu wissen, ob Excellenz zu Hause oder ausgegangen sei; dies ist eine nicht sehr schwerwiegende Aufgabe. Unser Einjähriger ist sich seiner Pflicht bewußt und geht stramm auf und ab und saßt jeden Posten scharf in's Auge. Ist's ein Civilist, dann existirt er für ihn nicht; ist's aber ein Lieutenant, dann schmettert er das Gewehr an die Hüfte, sieht seinen Vorgesetzten an, als ob er ihn hypnotisiren wollte und ist überhaupt ganz Dienst. Zufällig gehen aber ein paar reizende Backhühner auf dem jenseitigen Trottoir vorüber; die kleine

